

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

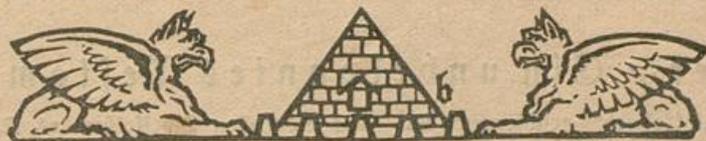
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

9.9.1934 (No. 36)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 36



9. Septbr. 1934

K. Fr. Leucht / Die Musik am Durlacher und Karlsruher Hof

Kunst und Kultur im 18. Jahrh. wird zu deren größten Teil von den Höfen getragen und findet dort ihre eifrigsten Pflegestätten.

So ist die Residenz des Markgrafen von Baden-Durlach von einiger musikgeschichtlicher Bedeutung, was sich, nach der Gründung von „Carlsruhe“, auch auf die aufstrebende Residenz überträgt und hier ihr wechselvolles Schicksal erlebt. Zwar, neben Mannheim spielt der Karlsruher Hof in der Musikgeschichte nur eine kleine Rolle, und seinen Vertretern ist keine epochale Bedeutung zuzumessen. Wohl aber war in der zeitgenössischen Meinung (Rabiosus: „Reise durch Oberdeutschland“, 1778 u. a.) der Hof von einigem Ansehen. Kulturgeschichtlich interessieren aber gerade die kleinen Höfe, nicht zuletzt, weil durch deren systematische Durchforschung ein Gesamtbild entsteht, dessen Reichtum an Einzelheiten nur Aufschlüsse von weittragender Bedeutung erlauben. Ist es doch ohnehin ein offenes Geheimnis, daß an den kleinen Höfen zum Fortschritt mehr beigetragen wurde als an manchen bedeutenden, deren zähes Festhalten an der starren Ueberlieferung eher hemmend auf denselben eingewirkt hat. Entwicklungsgeschichtlich sind jene von ungeheurem Wert, weil sie uns nicht nur Einblicke gewähren in das Werden, sondern in ihrer Gesamtheit uns erst eigentlich die Möglichkeit geben, die Entwicklungslinie eindeutig in all ihren Verästelungen klar zu verfolgen. Dies gilt, solange die Höfe die Träger der Kultur sind. Diese Rolle wird ihnen dann bekanntlich vom aufstrebenden Bürgertum (Städte) abgenommen.

Die Wurzeln der Karlsruher Hofmusik streben einerseits nach Durlach, als deren ursprünglichen Vorläufer, und nach Baden (Mastatt), das nach der Vereinigung der beiden Fürstentümer (1772) seine Musiker zum Teil an Karlsruhe abgibt.

Ueber die Gründung und das Wirken des Durlacher Orchesters ist noch wenig bekannt. Bisher legte man die ersten Versuche einer musikalischen Betätigung in die Regierungszeit des Markgrafen Friedrich IV., der seine Jugend in Paris verbracht hatte und so den französischen Einflüssen zugänglich war. Zweifellos aber müssen schon vor dem Jahre 1666, wo zu Ehren des am Hofe zu Besuch weilenden Markgrafen Albrecht von Brandenburg ein Tanzspiel zur Aufführung gelangte („Glück und Tugend“), musikalische Aufführungen stattgefunden haben, über die uns jedoch auch noch nichts Näheres bekannt ist. Im Geiste der damaligen Zeit wirken bei den dramatischen Aufführungen meist angesehene Persönlichkeiten hohen Standes mit. Und dieser Brauch hält sich auch in den späteren Jahren. Die Wirren der häufigen Kriege und die Armut der Länder (so fiel 1689 Durlach und das Schloß der Zerstörung durch die französischen Mordbarden anheim) ließen in der Folgezeit eine regelmäßige Musik- und Theaterpflege nicht aufkommen. Die vorhandenen Reste — ein großer Teil der Musiker wurde entlassen oder ging freiwillig — reichen wohl zu gelegentlichen Ansätzen, das stete Delogieren des Fürsten, in

I.

Folge der feindlichen Befehlungen, verbot indes ein auch nur annähernd fruchtbares Musizieren. Die am Hofe beschäftigten Künstler suchten anderwärts ihr Heil, „da in ansehung wegen der feindlichen Ueberfall Durlach das derselbe hoff so bald nicht recolligiren werde“.

Dies ändert sich unter der Regierung des Markgrafen Karl Wilhelm, der das Glück hatte, in einer langen Friedenszeit dem Lande vorzustehen, die geistigen und kulturellen Belange zu wahren und zu fördern und zu einem gewissen Höhepunkt zu führen. Trotz größter Sparsamkeit entbehrt seine Hofhaltung eines gewissen Glanzes nicht; damit aber ist der Aufschwung der Hofmusik aufs engste verbunden. Zahlreiche Verpflichtungen fallen in diese Zeit. Es beginnt eine neue Periode, die ganz unter französisch-italienischem Einfluß steht. Die Eroberungswelle der venetianischen Musik brandet auch über die kleine Residenz Durlach und führt in deren Folge zur Verpflichtung zahlreicher venetianischer Künstler. Hauptbetätigungsfeld ist in dieser Zeit das Gebiet der Oper. Zahlreiche Aufführungen finden teils im Schloßsaal, teils auf einer Gartenbühne (dem sogen. „Garten Teadrum“) statt. Parallel mit diesen Neuverpflichtungen geht die Wiedererrichtung des Orchesters. Es werden acht neue Hautboisten eingestellt, zu denen später noch weiter sieben, die sogen. Bayreuther Hautboisten (so genannt, weil sie von Geheimrat v. Stein, Bayreuth, empfohlen wurden) kommen, denen auch die Aufgabe zukam, sich in der „Musik als Hautbois, Flöte, Violin und andern Wald Horn Instrumenten mit ohnermüßlichem Fleiß zu exercieren“. Neben den noch neu dazu eingestellten drei Trompetern werden zur Vervollständigung des Orchesters, wie dies auch an anderen Höfen üblich war, musikkundige Sakaien herangezogen.

Bereits aber in den nächsten Jahren tritt wieder ein merkbares Schwinden des italienischen Einflusses ein. Es kommen in der Hauptsache deutsche Musiker an den Hof. Darunter ist auch Casimir Schweizelsberg, einer der begabtesten Musiker seiner Zeit. Die an ihn ausgehändigte „Instruction“ gewährt einen wertvollen Einblick in sein Betätigungsfeld; es heißt hier u. a.:

„Er solle zu Zeiten, da Wir eine Musique zu haben Befehlen, sowohl in Anwesenheit Frembter Herrschaften als sonst, worunter Vornehmlich auch die sonn- und festtäglich Musique in Unserer Hofcapelle Verstanden, niemals ausbleiben, sondern jedesmalen zu rechter Zeit sich darbey einfinden, einen Fleiß und in der Musique habender Experiens bestens adhibiren benehst auch trachten, von Zeit zu Zeit, Neu- und schöne Musicalische Stücke von frembten Orthen her sowohl als seiner eigenen Composition anzuschaffen.“

In den Jahren 1715/16 hat das Orchester einen ansehnlichen Bestand erreicht. Außer den 2 Kapellmeistern Dona-

venti und Blinzig stehen 27 Musiker in Dienst, zu denen noch die 6 Bayreuther Hautboisten kommen. Betrachtet man die Höhe der Gehälter, so ist auffallend die schlechte Stellung der deutschen Musiker gegenüber den italienischen. So erhielt der italienische Kapellmeister 500 fl., der Deutsche Blinzig 176 fl., der Komponist Schweizelsberg 183 fl. gegenüber dem italienischen Bassisten Natale, der 300 fl. erhielt; dabei muß noch erwähnt werden, daß den Italienern außer der freien Wohnung und Kost noch je ein Bediensteter beigegeben wurde. Wie an allen Höfen war auch der französische Ballettmeister auffallend gut bezahlt (750 fl.).

Die folgenden Jahre bringen wieder neue Verschiebungen. Vor allem ist es der Verlust der italienischen Kräfte und damit ein weiterer Zurückgang ihres Einflusses. An Stelle von Bonaventini rückt der weit hinaus bekannte Organist Joh. Phil. Käfer, der das Amt bis 1722 versieht. Ihm folgt Joh. Melch. Wolter, ein Musiker, der später wesentlichen Anteil am Aufbau der Hofmusik nehmen sollte; dieser bleibt bis 1733, von wo ab er zur Direktion der Kirchenmusik nach Eisenach berufen wurde. 1717 verlassen Schweizelsberg und Blinzig den Hof. Damit waren zwei wesentliche Vertreter der deutschen Musik verloren und damit ein Gegengewicht gegen die italienischen Expansionsbestrebungen.

Wilhelm Bentner / Ein unbekanntes Testament Scheffels

Im Frühjahr 1855 war der „Eckehard“ erschienen. Er sicherte dem Dichter ein Honorar von 1200 Gulden, das Scheffel vor allem deshalb mit freudigem Stolz erfüllte, weil er damit seinen Eltern bewiesen hatte, daß sich auch ohne den Staatsdienst, in dem ihn vor allem der Vater versorgt sehen wollte, ein Auskommen erwerben ließ. Neue dichterische Pläne bewegten den glücklichen Autor. Freue von Spilimbergs poetische Erscheinung fesselte die nach neuen Stoffen schweifende Phantasie; kein Wunder, wenn es den Dichter, der seine Inspiration stets durch den unmittelbaren Odem der Landschafts- und Kultursphäre befruchtete, nach der Stätte zog, wo die Schülerin Tizians gelebt hatte, in die Lagunenstadt Venedig. Joseph war durch das Honorar des „Eckehard“ im Stand gesetzt, sein eigener Herr zu sein; Italiens lockendes Bild war zudem, seit er 1852/53 zu Rom, in Albano und Olevano und endlich auf Capri und in Sorrent unvergeßliche Tage verlebte, die über sein Dichtertum entschieden hatten, mit immer verbenderem Zauber vor seinen Blicken aufgetaucht.

Am 23. Mai 1855 schied der Dichter voll freudiger Zuversicht von Karlsruhe, traf in München, wo man ein Frühlingsfest der dortigen Künstlerchaft mitfeierte, mit dem Maler Anselm Feuerbach zusammen, und nun ging's über Innsbruck, Bozen, den Gardasee und Verona nach Venedig. So hell auch Josephs Begeisterung zunächst beim Anblick der „über alle Maßen schönen und eigentümlichen Dogenstadt“ aufloderte, mit wie großem Eifer sich Scheffel auch ans Studium der venezianischen Geschichte im 16. Jahrhundert machte, der Aufenthalt gestaltete sich infolge der übermäßigen Hitze und des immer bedrohlicheren Anwachsens der Cholera, der mehr zum Opfer fielen als die beiden Freunde zunächst ahnten, immer unerquicklicher. Vor dem unheimlichen Feind, dem ihr geschwächter Körper schwerlich starken Widerstand hätte leisten können, zogen sich Scheffel und Feuerbach nach dem Castell Toblino im Saracatal, westlich von Trient, zurück; schon bei der Herreise hatte ihm das hochgelegene, vom Tobliner See umspülte Bergschloß tiefen Eindruck hinterlassen. Von jenen Tagen und Wochen, die zunächst in völliger Sorglosigkeit dahinschliefen, hat Scheffel in dem herrlichen „Gedenkbuch über stattgehabte Einlagerung auf Castell Toblino“ launensprühende Kunde gegeben.

Aber auch hier in abgeschlossener Gebirgseinsamkeit war man vor der Seuche nicht gefeit. Von verschiedenen Orten der Umgegend liefen Diabsposten über den Fortschritt der Krankheit ein. Ende August steigerte sich die Hitze zur Unerträglichkeit und verurteilte den Dichter, der bis dahin eifrig die Umgegend durchwandert hatte, zu unfreiwilliger Siesta. Schlaflosigkeit quälte ihn in den Nächten, die Spannkraft der Nerven schwand, und als schließlich im Hause selbst zwei Sterbefälle vorfielen, gab es keinen anderen Gesprächsstoff mehr als die unheimliche Krankheit, die sich sogar beim Hirtenfeuer auf hochgelegenen Alpen ahnungslose Wildheuer zum Opfer erkoren hatte. „Weiche und melancholische“ Stimmungen überschlichen, nach seinem eigenen Geständnis, den Dichter, „als wär' es Zeit, ein Testament zu machen“.

Ein solches hat Scheffel denn auch in der Tat am 30. August niedergeschrieben mit dem Ersuchen, es „im Fall seines unvorhergesehenen erfolgenden Todes sofort an seinen Vater zu übersenden“. Ich gebe im folgenden diesen letzten Willen des damals noch nicht ganz Dreißigjährigen — mit Erlaubnis

Nach der endgültigen Ueberfiedlung nach der neuen Residenz nehmen daher auch die italienischen Opernaufführungen in der Originalfassung — lange Zeit wurden nur deutsche Bearbeitungen gegeben — wiederum zu und drohen fast, die deutsche Oper zu ersticken. Diese Invasion geht auf das Jahr 1719 zurück und hat ihre innere Ursache in der Verpflichtung des Italiener's Philippo Scandalibene zum „Secretario e Direttore del Teatro“, der in kurzer Zeit sich des größten Ansehens erfreuen konnte. Erfreulich ist es, daß es den deutschen Musikern dennoch gelang, ihren Einfluß nicht ganz zu verlieren. Zahlreiche Verbindungen mit auswärtigen Centren werden daher gepflegt, vor allem mit dem Hauptzentrum Hamburg, der Pflegestätte der ersten deutschen Oper. Zwar schwimmt daher auch die Karlsruher Eigenproduktion ganz im Fahrwasser Hamburgs; und wie in Hamburg die deutsche Opernbewegung an der absoluten literarischen Minderwertigkeit der Libretti zum Niedergang prädestiniert war, so standen auch in Karlsruhe die Textbücher auf einem erschreckend niederen Niveau. Der Text war eine wüste Anhäufung übelster zotiger Schmutzereien, die Handlung meist sinnlos, oft widerwärtig.

Im Jahre 1721 weilt der bedeutendste Vertreter der Hamburger Oper, Reinhard Keiser, am Hof, wo er vermutlich u. a. die Neueinstudierung seiner Oper „Tomiris“ besorgt hat.

des Deutschen Scheffelbundes, Sitz Karlsruhe, dessen Eigentum das fesselnde Schriftstück ist — wieder:

Testament vom Jahr 1855, 30. August bei herrschender Cholera in Süd Tirol.

Heute den letzten August eintausendachtundfünfundfünfzig hab' ich, Joseph Victor Scheffel, Dr. jur. von Karlsruhe, Großherzogthum Baden, in Betracht der bei ringsum herrschender Cholera über einem Jeden schwebenden Möglichkeit eines plötzlichen Todes folgendes an Stelle eines letzten Willens niedergeschrieben:

1.) hoffe ich, daß meinen theuren Eltern als Trost im Fall meines Ablebens aus diesen Zeilen die Gewißheit werde, daß mein wärmster Gedanke zeitlebens wie mein letzter der des Dankes für all die Wohlthaten war, die sie mir von Kindheit bis zu dieser Stunde erwiesen; daß sie mir für alle trüben Augenblicke, die ich ihnen bereitet, verzeihen, und daß sie mit wohlwollendem Andenken meiner, auch wenn ich ihnen im Alter nicht das sein konnte, was ich bei Lebzeiten ihnen zu werden hoffte, sich erinnern.

2.) danke ich meiner theuren Schwester Marie für all ihre Liebe, die sie mir ununterbrochen erzeigt und wünsche, daß des Himmels vollster Segen sie auf ihrer Lebensbahn icht und allweg geleiten möge.

3.) meinen Freunden soll man aus meinen nachgelassenen Sachen und Büchern ein Andenken als letzten Gruß von mir zustellen, insbesondere

dem Dr. Eggers in Berlin,
dem Bürgermeister Schwandt in Eisenach,
dem Professor Häußer in Heidelberg,
dem Dr. Knapp in Heidelberg,
dem Maler Willers in Rom,
dem Maler Feuerbach
und wer sonst freundschaftlich mir gesinnt war.

4.) der Frau Augusta Engerth in Prag, Gemahlin des Historienmalers und Directors der Academie daselbst, soll man einen letzten Gruß von mir vermelden als Dank dafür, daß sie seit meinem Aufenthalt in Rom und Albano mich als mein guter Engel umschwebt und — ohne daß sie selbst je darum wußte oder wissen konnte — den Geist der Poesie in mir wachgehalten und guten Zielen entgegen gelenkt hat.

5. meine Kleider und was sonst dienlich ist, soll man unserm treuen Diener Anton Roock zustellen.

6.) auf den Ort, wo ich begraben werde, soll man, wenn's in welschen Landen ist, einen einfachen Stein mit der Inschrift Josefus Victor Scheffel, poeta, setzen.

7.) wenn sich in Deutschland Leute um mich interessieren sollten, die von meinem Leben etwas wissen möchten, soll meine Mutter aus meinen Briefen ect. Etwas zusammenstellen, oder, wenn sie's nicht selber vermag, meinen Freund Knapp damit beauftragen, der mich, wie ich glaube, am richtigsten verstanden und geschätzt hat.

8. da eines deutschen Dichters Nachlaß nicht viel von Vermögenswerten und fahrende Habe umfaßt, ist es kaum nöthig zu bemerken, daß ich, was noch bei Bankier Müller in Karlsruhe von mir gut steht, ein Creditbrief auf Rom u. s. w., meinen Eltern zuweise. Schulden habe ich keine außer etwa eine Buchhändlerrechnung in Karlsruhe bei Braun. Verpflichtungen

anderer Art hinterlasse ich keine zu erfüllen. Sollte etwa aus einer spätern Auflage bei Meßler in Stuttgart das stipendierte Honorar von 300 fl. wieder fällig werden, so soll man es dem Kind Maria, das als Waise auf Castell Toblino lebt, zukommen lassen als Dank dafür, daß es mich immer so wehmützig angelächelt hat.

9.) in Heidelberg bei Frau Kraus wird sich meine Bibliothek noch vorfinden. Guthaben lasse ich keine zurück als ein bestelltes und mit 250 fl. bereits bezahltes Bild bei meinem Freund Willers. Was L. Eichrodt von mir empfangen, soll gestrichen sein.

Ich schließe, indem ich meinen Geist in die Hände dessen befehle, von dem ich ihn empfangen, und sehe Allem, was über mich verhängt werden sollte, mit frohem Gewissen und ungetrübtem Sinn entgegen. Allen, die mir auf meinem Lebensweg mit Güte und Liebe entgegenkamen, nochmals meinen innigen Dank!

Dr. Joseph Victor Scheffel.

Es spricht für des Dichters zärtlichen Familiensinn, daß er des Vaters und der Mutter sowie seiner Schwester Marie mit den herzlichsten Worten gedenkt. Neben den Frauen seines Hauses wird noch einer weiblichen Persönlichkeit gedacht, und diese ist nicht, wie man annehmen möchte, Emma Hein, die dem Vetter durch ihre Vermählung im Sommer 1854 schwere Herzenspein bereitet und die persönliche Wendung in den letzten Eckehard-Kapiteln herbeigeführt hatte, sondern die Gattin des Prager Akademiedirektors Eduard Engerth, die „Königin“ des Kreises, der im Sommer 1852 malerisch in Albano in der Herberge des Wirtes Calpini vereinigt war. Augusta Engerth war Venetianerin. Sie ist es gewesen, die damals in Albano mit dem Ausruf, den ihr die außerordentliche Erzählergabe des damals noch der Malerei beflissenen Scheffel entlockt hatte, „Aber Scheffel, Sie sind ja ein Dichter, warum schreiben Sie das Zeug nicht auf?“, in der That einen entscheidenden Anstoß zu Scheffels poetischer Produktion ge-

geben hat. Ihr hat er denn auch nach deren Erscheinen den „Trompeter von Säckingen“ und „Eckehard“ übersenden lassen.

Auffschlußreich ist auch die Liste der Freunde, die Joseph als seinem Herzen am nächsten stehend bezeichnet. Daß ihm von allen Mitgliedern des „Engeren“ der Heidelberger Privatdozent Dr. Ludwig Knapp am unmittelbarsten ans Herz gewachsen war, wird durch die Bemerkung in Punkt 7 nachdrücklich bestätigt. In beider Leben und Erleben war viel Gemeinames. Knapp und Scheffel haben dem Staatsdienst frühzeitig Valet gesagt, um sich in freiem Schaffen zu versuchen, und war Knapps dem Abstrakten zuneigender Geist dem Freunde auch nicht immer gemäß, so fanden sich doch beide in der von ihrem deutschen Rechtsgefühl bedingten Beurteilung eines „auf römischem Forum“ entstandenen Rechtssystems, das seine Wurzeln nicht im Boden heimischer und bluteigener Verhältnisse hatte, und in der Art, sich von den Sorgen und Lasten des Alltags durch den Humor zu befreien.

Wie sehr sich Scheffel damals als Dichter fühlte, und daß ihn ein berechtigter Stolz darob erfüllte, zeigt der Wunsch, seinem Namen die Bezeichnung „poeta“ hinzuzufügen. Dem „Kind Maria“, das in Punkt 8 erwähnt, und dem der Dichter das Honorar für die etwaige zweite Auflage des „Trompeters von Säckingen“ zubehält, hat das bereits erwähnte „Gedenkbuch“ im 15. Abschnitt (Ave Maria) ein poetisches Denkmal gesetzt.

Kurz nachdem Meister Josephus das Testament geschrieben, setzt der erlösende Regen ein, und Scheffel begab sich, nachdem Feuerbach schon zwei Wochen zuvor nach Venedig zurückgekehrt war, nach dem gänzlich cholerafreien Meran, wo sich in einem einsamen und einsamen Leben sein Gemüt von den Erregungen und Erschütterungen langsam entspannte. Böllig gesundet ist er freilich auch hier nicht, denn im Oktober, als gerade der Jubel der Weinlese aufscholl, stellte sich sein altes Augenübel ein und zwang ihn zur Heimkehr nach Karlsruhe. Unter seinen Papieren mag sich auch das Tobliner Testament befinden haben und so ins Vaterhaus an der Stefaniensstraße gelangt sein.

D. Kiefer / Nachdenkliche Betrachtungen auf einer Schwarzwaldwanderung

Es ist ein eigenartiges Gefühl, das einen erfüllt, der nach vielen Jahren wieder einmal Gegenden betritt, die einst des Wanderers Jugendtage gesehen haben. Schon Walter von der Vogelweide gibt in einem seiner tiefstimmigsten Gedichte solchem Empfinden ergreifenden Ausdruck: „O weh, wohin sind verschwunden alle meine Jahre, ist mein Leben nur ein Traum oder ist es wahr?“ singt der große Dichter deutscher Vergangenheit. Da hat man sich nun ein Leben lang bemüht, hat gestrebt, gerungen, geträumt und gesonnen, — um schließlich als altgewordener Mensch mit eben diesem Dichter fragen zu müssen: „von dem ich wähnte, daß es etwas wäre, war das überhaupt etwas, war es des Strebens wert, ja war es überhaupt . . .?“

Du immer stiller, einsamer See da droben auf der Höhe des Hohloch, an dessen moorigen Ufern schon der pflanzenfamelnende Primaner einst saß, froh bewegt über all das fremdartige Gewächs und Getier in dieser einsamen Waldhöhe, auch heute noch schaut dein dunkles Auge wie unergründlich in den blauen Himmel über dir, durch dessen weites Meer die weißen Sommerwolken ziehen, nur daß jetzt deine früher so menschenferne Einsamkeit bisweilen von — habenden Sommerfrischlern gestört wird, vor denen die kleinen braunen Wildenten, sonst die einzigen Bewohner dieser Wildnis, sich schon zurückziehen. Wo diese kleinen hurtigen Vögel wohl den Winter zubringen mögen, wenn ringsum alles unter tiefster Schneedecke schläft und im harten Frost die abgestorbenen Aeste der Begißhoren klirren?

Welch ein Glück, daß dieser wundersame See auf einer Hochfläche liegt und nicht in der Nähe des Berghangs. Er wäre sonst bestimmt schon lange der immer weiter suchenden, vorwärtsdrängenden Technik des Menschen verfallen, wie jenes einst so herrliche Tal drüben auf der andern Seite des Murgtales bei Herrenwies. Welch ein Gegensatz, diese zwei Seen, sofern man dort drüben überhaupt das Wort See für ein Gebilde der Technik anwenden darf. Wer jenen bekannten Stausee noch nicht kennt, mag wohl mit einigen Erwartungen sich nahen. Gewiß, ein erstaunliches Werk menschlicher Berechnung und menschlichen Fleißes, aber was ist aus dem einst so lieblichen Tal geworden, durch das ein muntre Gebirgsbach sein glühendes Wasser rauschen ließ? Ein lang sich dahinziehendes Wasserbecken, meist nicht ganz gefüllt, so daß seine Ufer bis tief hinab alle Spuren der Zerstörung zeigen: tote Baumstümpfe, grauen Schlud wie am seichten Ufer des Meeres, ein paar dürftige Unkrautpflanzen, wie sie sich ansiedeln mögen

um armselige Vorstadtbaracken. Dazu ist das Ganze umrahmt von einer großen Autostraße, auf der die mächtigen Lastwagen daherrattern oder die großen Gesellschaftsomnibusse, gefüllt mit Amerikanern, die voll Entzücken feststellen können, daß man auch im Lande Baden nach dem Muster amerikanischer Zivilisation große technische Werke bauen kann, um aus bodengewachsener Naturschönheit technische Erfolge zu holen. Die finstern Tannenwälder umrahmen jene trostlose Landschaft und geben ihrer starren Unbelebtheit noch den Ausdruck des Düstern und Schwermütigen, als ob die Natur darüber trauerte, daß der Mensch sie derart zerstört zum Zweck seiner, ach so vergänglichen kleinen Gewinne und Vorteile. Man kann also auf dieses Tal des Stausees nicht einmal das Wort des oben erwähnten Dichters mehr anwenden, daß sich zwar manches in der Landschaft geändert habe: „verwüftet ist das Feld, niedergehauen ist der Wald“ sagt er, aber „das Wasser fließe wenigstens noch ebenso, wie es einst in fernem Jugendentagen geflossen sei“. Aber lassen wir diese Gegend. Ein Bild wie aus alter Zeit, da es noch keine schönheitsmordende Technik gab, ist das einsame, stille Hundsbachtal. Dort begegnet man noch dem Wanderer, der mit Rucksack und Bergstock sich die abseits liegenden Schönheiten der Gebirgsnatur erobert, der im kleinen Bauernwirtschaftshaus bei Käse und Brot und leichtem Landwein die müden Knochen ausruhen läßt, um dann auf steinigem, oft gerade noch erkennbaren steilen Fußpfaden empor zu den Höhen zu klettern. Dort oben freilich, etwa auf der Hornisgrinde oder gar am einst so geheimnisvollen Mummelsee, da wimmelt es dann wieder von Autos, man hört alle Sprachen der Welt, man sieht sich, halb erfreut, halb wehmütig, die großartig angelegte große, gut gehaltene Gebirgsstraße an, die heute alle diese bekannten Höhenorte miteinander verbindet . . . Die Berggeister des Mummelsees freilich, von denen uns der große Dichter Grimmelshausen noch berichtet, als ob er sie persönlich gesehen habe, und die einen Schwind zu phantastischen Bildern anregen, die sind aber auch ganz und gar verschwunden. Am Ufer sieht man beim Mittagstee, in der dunklen Flut wird geschwommen oder gerudert, und durch den steil emporsteigenden Tannenwald um die Ufer zieht sich die gutgepflegte Autostraße, auf der man direkt bis zum Gipfel der Hornisgrinde rattern kann . . . Auf der breiten Hochfläche des höchsten Berges im nördlichen Schwarzwald aber sah man diesen Sommer tüchtige braune Gestalten mit blondem Schopf: deutsche Arbeitsdiener, die da droben Wege bauen; umstößt von Wind und Wetter haufen sie in ganz kleinen Holzbaracken, die sich in einer Mulde, nahe beim neuen

großen Turm, gleichsam vor dem immer wehenden Wind und den sicher häufig blasenden Stürmen zu bergen suchen. Wer möchte da nicht nochmal jung sein, um in solch idealer Luft, dem Himmel näher, aus dem fargen Boden mit seiner Hände Kraft den sicher führenden Pfad herauszuarbeiten, den jungen Leib in Sonne, Wind und Wetter zu stählen oder bei der Kampfe Getön heimatische Lieder in den sinkenden Abend hinab zu singen, während drüben das Band des Rheines aufglänzt und als mahnendes Mal der Geschichte der alte Dom von Straßburg aus dem rotgoldnen Duff emporragt? Viel lieber sah ich doch diese tapfern gebräunten Gesellen da droben als das Gewühl der ratternden Autos...

Ganz weltverlorene Einsamkeit und eckteste Natur aber findet man noch auf den langen, weiten Höhen, an deren einer der wenig besuchte Schurmsee träumt. Ein wahrhaft urwaldartiges Gewirr von großen Heidelbeerstauden, vermischt mit den glänzenden zierlichen Gebüsch der Preiselbeere, bedeckt unter den knorrigen Tannen diese weiten, langhingelegenen Höhen, über die nur schlecht erkennbare, schmale Fußpfade führen, dazu ist der Boden meist moorig und von kleinen Wassergerinneln durchzogen, kurz kein Ort, der den bequemen Reisenden irgendwie anzieht. Um so wohler fühlt sich aber da der wahre Naturfreund. Hat er Glück, so kann er dem Hirsch begegnen, der ruhig äsend im Sonnenlicht steht; auch der Auerschnitzler wird wohl hier noch Zufluchtsorte finden. Der Pfad hinab an den verwilderten kleinen dunklen Schurmsee aber ist geradezu von alpiner Steilheit dem schroffen Fels abgewonnen, und ein falscher Schritt kann bedenklichen Absturz nach sich ziehen. Ein Wunder, daß man den Wasserreichtum dieses Gebirgszuges noch nicht technisch ausgenützt hat...

Als wir uns auf rauhen Pfaden wieder unserm als Standort gewählten lieblich stillen Hundsbachtal zuwandten, konnten wir weiter unten im hochragenden Tannenwald beobachten, wie man hier noch, wie in uralter Zeit, die gefälligen, plattgeschälten Niesentämme mit Seilen und Ketten durch kräftige Pferde auf die Straße heraufziehen läßt, wo sie dann höchst mühsam mit Binden auf die weit voneinander entfernten vier starken Räder hinaufgeschafft werden, auf denen sie hinab ins Tal rollen zum nächsten Sägewerk, wie man eines in Hundsbach beobachten kann, oder weiter hinab ins Murgtal, wo der Holzhandel ja allenthalben eine große Bedeutung gewonnen hat. Jeweils des Abends, oft recht spät, kamen dann die Pferde, sehr müde und hungrig, an unser Gasthaus, wo sie einen Stall hatten, wurden am rauschenden Brunnen getränkt, schnupperten wohl auch mal zur Haustüre herein und trotteten müde in den Stall, wo sorgsam vorbereitetes Futter sie erwartete. Die nicht sehr zahlreiche Bevölkerung solch eines Hochtals ist offenbar noch heute mehr oder weniger auf den Verdienst solch harter, aber gesunder Tätigkeit in den rauhen Tannenwäldern angewiesen. Denn auf den paar dürftigen Aedern da droben wächst, kaum noch bis zum Herbst reisend, die Kartoffel, deren Kraut bei Nacht oder am frühen Morgen zahlreiche Hebe abweiden, gegen deren allzu häufigen Besuch sich der dortige Bauer dadurch zu schützen sucht, daß er — eigenartig anzusehen — das kleine Feld ringsum mit Leinwand behängt, die, im Winde flatternd, wie aufgehängte Wäsche aussehen. Mit diesen Erscheinungen primitiver menschlicher Zivilisation stand in bisweilen recht unerfreulichem Gegensatz der — Radioapparat, den natürlich jedes der besseren Gasthäuser auch hier besitzt. Es ist nicht unbedingt angenehm, wenn man mitten in das stille Rauschen der Wälder oder das Sprudeln des felsigen Wiesenbachs hinein den letzten Schlagler, womöglich auf der Straßburger Antenne, zu hören bekommt, da Herr K., der behäbige Kurgast aus der Stadt, dies edle Kulturzeugnis so wenig entbehren kann wie seine wohlbeleibte Ehehälfte den letzten Nigertanz, der durch eine andere ausländische Antenne zu vernehmen ist. Als aber mal, wohl mehr aus Zufall, der deutsche Sender angedreht wurde und sich herrliche Töne einer ernstlichen Schubert'schen Sonate vernehmen ließen, da stöhnte jener edle Germane auf, und seine liebe Dede seufzte: „Ach, immer diese langweilige klassische Musik“. Da flüchtet man dann lieber in die Wälder und überläßt es besagten Zeitgenossen, sich in der Heimlichkeit des stillen Schwarzwaldortes an gemeiner Jazzmusik zu „erfreuen“. Nie ist mir ein Wort über die Musik klarer geworden, das ich früher mal hörte und damals noch nicht ganz begriff: „die Musik ist eine aufdringliche Kunst“. Aber vielleicht gibt es nächstens ganz vornehme Kurorte für wirklich der Ruhe bedürftige, gebildete Städter, Orte, die vor allem als Reklamemittel verkünden: bei uns ist jedes Radio verboten, oder so ähnlich...

Wie dankbar ist man jedenfalls der heutigen Regierung, daß sie, soweit ihr Machtbereich geht, den Schund aus den Darbietungen des Radios entfernt hat. Wie gerne würde man es aber andererseits begrüßen, wenn sich ein Mittel fände, um das Hören unerwünschter ausländischer Radios zu unterbinden, zumal wenn solche nur dazu benutzt werden, um verlogene Sekundärnachrichten oder musikalischen Dreck zu verbreiten.

Au manchen Tagen hatte uns auch das sogenannte „schlechte Wetter“, der Schrecken aller Philister in der Som-

merfrische, überrascht. Es kam langsam und schleichend über die Höhen von Westen her, oder es entlud sich als prachtvolles, an den dunklen Bergen weithin verfallendes Hochgewitter mit zuckenden Blitzen und rauschender Regenflut. Aber es war — ich sage das allen Ernstes — niemals etwas Unerwünschten, unsere Stimmung Störendes. Ein alter Freund sagte mir einmal: „Ach was, diese einfältigen Klagen über sogenanntes schlechtes Wetter... Es gibt kein schlechtes Wetter, es gibt nur ungeeignete Kleidung.“ Daß dieser alte Freund recht hat, konnte ich auch diesmal an einigen ganz und gar verregneten Tagen in den Bergen erproben. Wie frei, von aller drückenden Hitze erlöst, wandert es sich doch auf den meist gutgepflegten Straßen oder Fußpfaden des nördlichen Schwarzwaldes, sei es, daß uns das eintönige Rauschen des Regens umgibt, sei es, daß wilde Wolkenfetzen im kräftig dahertossenden Wind von den Passübergängen heraufziehen, gleich den jagenden Walfüren, wie sie die lebendige Phantasie unsrer Ahnen wohl noch geschaut hat... Nirgends begegnet man dann mehr den wohlbeleibten, gut gekleideten „älteren Herrn“ oder den parfümierten, geschminkten jungen Damen, die etwa im höchst feudalen Hotel Hundsee oder Sand gelangweilt hinter dem doppelt verschlossenen Fenster herausäugen, an den letzten Tanztee denkend, oder nach dem immer noch grauen Himmel starrend, der sich so gar nicht nach den egoistischen Wünschen der Sommerfrischler richten will. In das künstlich angelegte, sehr saubere und fein hergerichtete kleine Badebassin neben dem Hotel Hundsee plätschert unentwegt der Regen, und ein Angestellter des feudalen Betriebs hat sich in Wettermantel herausgewagt, um zu sehen, was für verrückte oder am Ende gar gefährliche Menschen das sein könnten, gleich uns zwei Wanderern, die sich in Windjacken und Wetterhut bei solchem „Hundewetter“ hier herumtreiben, statt drin in behaglicher Stube den teuren Wein aus der Pfalz zu schlürfen.

Kopfschüttelnd hat sich der Gute zurückgezogen, nachdem er offenbar gesehen, daß wir keine Strauchdiebe sind. Wir aber schreiten munter weiter, durch die ganz menschenleeren, im Wind und Regen rauschenden Wälder, und ersteigen sogar noch die Badener Höhe, wo sich ein naturräumlicher junger Mann eine bescheidene Hütte gebaut hat, die er bewirtschaftet, den Fremden, die sich hier haben wollen, mit Kaffee freundlich zur Verfügung stehend, offenbar sich selbst aber vor allem das Leben eines modernen Waldbruders schaffend. Und siehe da: schon gießt es nicht mehr, die Wolken lassen sogar da und dort ein Stückchen des blauen Himmels durchscheinen. Es lohnt sich, den hohen Turm zu besteigen. Man kann da und dort „durch den Riß der Wolken“ die bunte Welt schauen, während der Einsiedler in der Hütte drunten für wärmenden Kaffee besorgt war. Aber wir bleiben nicht lange die einzigen Besucher des altbekannten schönen Berges. Frohe, jugendliche Stimmen nahen: bald sieht man das so erfreuliche Bild ganz junger Wanderer im braunen Kostüm, frische, vor keinem Wetter zurückweichende Hitlerjungen sind's, die heuer im Schwarzwald da und dort ihre stählenden Lager aufgetan haben. Zwar sind die Buben alle mehr oder minder vom Wetter feucht geworden. Aber die liebe Sonne meint es offenbar gut mit uns allen. Denn nun schwindet mehr und mehr das Gewölke, bald leuchtet es auf allen Tannengestrüppen und Heidelkrautblüten, die mitsamt saftigem Berggras den moorigen Boden bedecken. Man streckt sich auf seiner Decke in der warmen, trocknenden Sonne, man hat rasch des Wetters Unbill vergessen, bald prasselt ein kleines Feuer, das ja, kurz nach dem langen Regen, keine Gefahr eines Waldbrandes birgt, die junge Schar ist geschäftig an der Arbeit, man kocht den Kaffee, man hat sich der feuchten Kleidung entledigt, man läßt die schlanken kräftigen Glieder, wie sie der Herrgott erschaffen hat, wohl in der schon wieder sehr warmen Sonne erwärmen und trocknen. Man hört aus den lebhaften, lauten Reden der Buben, daß es keine vernünftigen Stadtkinder sind, sondern ganz einfacher Leute Kinder, aus irgend einem Dorf drunten bei Anielingen oder Daxlanden. Welch ein Glück für diese bisher so wenig beachtete Dorfjugend, daß man gerade auch sie immer wieder mit andern Teilen des Heimatlandes bekannt macht, daß man auch sie die Jugendwonne gemeinsamen, gut organisierten Wanderns in froher Gemeinschaft erleben läßt. Wir „Alten“ aber gehen aus diesem im Sonnenglanz verzauberten „Regentag“ hinab, wieder zurück nach dem Murgtal, wo unseres Wanderns Anfang und Ende beschlossen war.

Und wenn das Sinnen jenes schwermütigen deutschen Dichters, von dem wir oben sprachen, als schließliche Rettung von allen Nebeln seiner Zeit und seines eignen Lebens nur noch eine Wallfahrt zum Heiligen Lande sah, so klingt heute in unsre alten Tage, die uns nicht gefallen wollen, froh und voll gläubiger Hoffnung der Sang unserer Jugend: „wir sind die neue Zeit, wir werden es schaffen; darum laßt ihr „Alten“ euch nicht von der Schwermut überirren; zwar werdet ihr Alten dahin gehen, wie alles dahin gehen muß, was den Tag seines Lebens erfüllt hat, aber hinter euch steht eine Jugend, so froh, so tapfer, so einsatzbereit, wie es noch nie eine Jugend gewesen ist...“